

Cristina
Lafont
Sprache und
Welt-
erschließung

Zur linguistischen Wende
der Hermeneutik Heideggers

Suhrkamp

SV

Die innerhalb dieses Jahrhunderts zum Allgemeingut gewordene linguistische Wende hat in der Philosophie zweifelsohne zahlreiche methodologische Fortschritte gegenüber der Bewußtseinsphilosophie mit sich gebracht. Der Übergang vom Bewußtseins- zum Sprachparadigma scheint jedoch interne Schwierigkeiten aufzuwerfen, die besonders deutlich in der gegenwärtigen Rationalitätsdebatte ans Licht kommen, in der die mit der philosophischen Tätigkeit traditionellerweise einhergehenden universalistischen Ansprüche und Perspektiven auf den Prüfstand geraten sind. Im Feld dieser Diskussion bewegt sich Sprache und Welterschließung mit dem Vorschlag einer Systematisierung der Grundlagen der linguistischen Wende anhand einer Detailuntersuchung des Falles Heidegger und der darauf aufbauenden Neubewertung der direkten Implikationen von deren Vollzug. Die übergreifende These der Untersuchung besagt, daß der bisherige Standardübergang ins Sprachparadigma – für den die Philosophie Heideggers gerade wegen ihrer Radikalität ein Paradebeispiel bietet – nur eine Möglichkeit des Vollzugs der linguistischen Wende darstellt, die zudem durch die in ihr auftretende Hypostasierung der Sprache schwer belastet ist.

Den eigentlichen Grund für die Hypostasierung der Sprache und ihrer Leistungen sieht die Autorin in der Verabsolutierung der Welterschließungsfunktion der Sprache zuungunsten ihrer Bezeichnungsfunktion. Diese Veränderung der Perspektive auf die Ebene des in Heideggers Arbeiten implizit wirksamen Sprachmodells ergibt den entscheidenden Angelpunkt, um am Leitfaden alternativer Sprachmodelle zu einer Einschätzung der Bedingungen und Möglichkeiten der linguistischen Wende als solcher zu kommen. Daher führt sie zur Stützung ihrer Hauptthese eine detaillierte Gegenüberstellung der Heideggerschen Sprachauffassung mit neueren Ansätzen durch, wie sie in Arbeiten von H. Putnam, K. Donnellan und S. A. Kripke vorliegen. Dabei wird deutlich, daß die Sprache durch die ihr irreduzibel inhärente Bezeichnungsfunktion gerade strukturell auf die innerweltliche Erfahrung dessen, worüber man spricht, angewiesen ist und daher den Schlußfolgerungen der Heideggerschen Sprachauffassung entgegen die Möglichkeit der Revision unseres Wissens bzw. des Lernens in sich trägt.

Cristina Lafont
Sprache
und Welterschließung

Zur linguistischen Wende
der Hermeneutik Heideggers

Suhrkamp

Erste Auflage 2021

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-24300-8

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung: Die »linguistische Wende« in der deutschen sprachphilosophischen Tradition	13

ERSTER TEIL:

DIE SPRACHAUFFASSUNG DER HERMENEUTIK HEIDEGGERS

I. Die Rolle der Sprache in <i>Sein und Zeit</i> als verdeckte Wurzel der Erschlossenheit des Daseins	29
I.1. Das Faktum des »Seinsverständnisses«	40
I.2. Die Weltlichkeit der Welt	53
I.2.1. Die Zeuganalyse	55
I.2.2. Zeichen und Bedeutsamkeit	57
I.3. Die Zurückführung der »Welt« auf die Grundverfassung des »Daseins«	66
I.4. Die Erschlossenheit des Daseins	71
I.4.1. Befindlichkeit	73
I.4.2. Verstehen	74
I.4.2.1. Verstehen und Auslegung	78
I.4.2.2. Die These vom »abkünftigen« Charakter der Aussage	80
I.4.2.3. Die »Vorstruktur« des Verstehens	90
I.4.3. Sprache und Rede	94
II. Die Rolle der Sprache nach der »Kehre« als »Ort« der Welterschließung	117
II.1. Der »konstitutive« Charakter der Sprache als »Welterschließung«	122
II.1.1. Intensionalismus	127
II.1.2. Holismus	131
II.2. Sprache als »Welterschließung« vs. Sprache als kommunikative »Tätigkeit« (Semantik vs. Pragmatik)	134

II.3. Die unmögliche Aufgabe	144
III. Welterschließung und Wahrheit	148
III.1. ›Erschlossenheit‹ und Wahrheit in <i>Sein und Zeit</i>	153
III.1.1. Der Sinn der Wahrheit als Richtigkeit	165
III.1.1.1. Die binäre Funktionsweise des Wahrheitsbegriffes	181
III.1.1.2. Der kontrafaktische Charakter der Geltung von Wahrheit	189
III.1.2. Wahrheit als ›Unverborgenheit‹	191
III.1.2.1. Die graduelle Funktionsweise des ›Unverborgenheits‹begriffs	193
III.1.2.2. Die faktische Geltung der ›Unverborgenheit‹	197
III.2. Wahrheit als ›Welterschließung‹ in »Der Ursprung des Kunstwerkes«	206
III.2.1. ›Welterschließung‹ als ›Stiftung der Wahrheit‹	209
III.2.2. Welterschließung als ›Wahrheits- geschehen‹	211
III.3. Heideggers doppelte Rücknahme in <i>Zur Sache des Denkens</i>	223
III.3.1. Der Sinn der beiden Rücknahmen Heideggers	224
III.3.2. Die Reichweite der beiden Rücknahmen Heideggers	228

ZWEITER TEIL:
STRUKTURELLE PROBLEME DER
HEIDEGGERSCHEN SPRACHAUFFASSUNG

IV. Die mit der ›ontologischen Differenz‹ implizierte Bedeutungs- und Referenztheorie	235
IV.1. Heideggers Auffassung der Bezeichnungsrela- tion	244
IV.1.1. Die epistemologischen Schlußfolgerun- gen	254

IV.1.2. Die bedeutungstheoretischen Voraussetzungen	259
IV.2. Die Herausforderung der Theorie der ›direkten‹ Referenz	262
IV.2.1. Die unmögliche Trennung	266
IV.2.2. Referenz und Identifikation	281
IV.2.2.1. Donnellans Unterscheidung zwischen dem ›attributiven‹ und dem ›referentiellen‹ Gebrauch von Kennzeichnungen	283
IV.2.2.2. Putnams Erklärung des Funktionierens der theoretischen Termini in den Wissenschaften	299
v. Die in der ›ontologischen Differenz‹ vorausgesetzte Unterscheidung a priori/a posteriori	327
v.1. Heideggers Umwandlung des traditionellen Apriorizitätsbegriffs in das ›apriorische Perfekt‹	333
v.2. Heideggers Verständnis der Wissenschaft	341
v.2.1. Die Apriorizität des ›Entwurfs‹	346
v.2.2. Die Normativität des ›Entwurfs‹	351
v.2.3. Die Inkommensurabilitätsthese	353
v.3. Fallibilistische Einwände: Der holistische Standpunkt Quines und Putnams	360
Schlußbemerkungen	379
Bibliographie	383
Siglenverzeichnis	389
Namenregister	391

Für Axel

Vorwort

Als ich vor fast vier Jahren mit dieser Arbeit begann, ging ich von der Arbeitshypothese aus, daß die ›linguistische Wende‹ in der Philosophie trotz der mit ihr unbestreitbar verbundenen Fortschritte gegenüber der Methodologie der Bewußtseinsphilosophie ein paradigmainternes Problem aufwirft. Ich war mir zu dieser Zeit natürlich noch keineswegs darüber im klaren, ob das bedeutete, daß sich damit nur die Grenzen der Fruchtbarkeit dieses Paradigmas zeigen würden, oder ob man sogar darüber hinaus mit dem Erreichen dieser Grenzen zugleich auch auf ein gleichsam objektives, unüberwindbares Problem gestoßen sei, das diese ›Wende‹ das erste Mal ans Licht gebracht hätte und mit dem man nunmehr ans Ende der mit der philosophischen Tätigkeit traditionellerweise einhergehenden universalistischen Ansprüche und Perspektiven gelangt sei.

Die Schwierigkeiten, in die aus meiner damaligen Sicht jeglicher Universalismus durch die ›linguistische Wende‹ geraten war, schienen sich letztlich alle um die ›Welterschließungsfunktion der Sprache‹ zu gruppieren, deren Aufweis und Verdeutlichung wohl die spezifische Leistung dieses Paradigmenwechsels darstellen dürfte. Sie ist ja schließlich der allgemeine Ausdruck dessen, was das kritische Potential dieses Paradigmas gegenüber früheren Betrachtungen der Sprache ausmacht, nämlich die Überwindung der traditionellen Auffassung der Sprache als reines Instrument der Bezeichnung sprachunabhängiger Entitäten und die Einsicht in den symbolisch vermittelten Charakter unserer Beziehung zur Welt.

Wenn nun aber durch die ›linguistische Wende‹ sich genau diese Einsicht als unhintergebar herausgestellt hat – die man auch als Einsicht in die ›konstitutiven‹ Leistungen der Sprache für unsere Erfahrung bzw. unser Weltverständnis bezeichnen könnte –, die nur im Plural auftretenden jeweiligen natürlichen Sprachen mit ihrer kontingenten Entstehungsgeschichte und Entwicklung jedoch kein Äquivalent für die von der Bewußtseinsphilosophie angenommene universale Instanz des ›Bewußtseins überhaupt‹

darstellen können, dann scheint sich mit der ›linguistischen Wende‹ ebenso sehr jegliche Möglichkeit einer universalistischen Perspektive zu verflüchtigen. Wenn dies jedoch zwangsläufig aus den mit der ›linguistischen Wende‹ einhergehenden Annahmen folgte, dann wäre gegen die besonders prominent im Zusammenhang mit der Rationalitätsdebatte hervorgetretenen und mittlerweile in der gesamten philosophischen Diskussion heimisch gewordenen kontextualistischen (bzw. relativistischen) Positionen und deren Konsequenzen schwer zu argumentieren: der Weg zurück zu den universalismussichernden Positionen der Transzendentalphilosophie jedenfalls erscheint angesichts des fortgeschrittenen Stadiums der ›linguistischen Wende‹ als Rettungsversuch ohne große Aussichten auf Erfolg.

Das Paradebeispiel für diese Situation fand ich in der in der deutschen sprachphilosophischen Tradition in kritischer Auseinandersetzung mit Kant entwickelten und von Heidegger konsequent weiter entfalteten Sprachauffassung vor, die sich ganz auf die ›Welterschließungsfunktion der Sprache‹ konzentriert. Meine Beschäftigung mit den Schriften Heideggers bestärkte mich zunächst einmal in meiner anfänglichen Vermutung. Obwohl nämlich die in seinem Standpunkt enthaltene Hypostasierung der Sprache nicht nur aus den verschiedensten philosophischen Perspektiven (von Habermas¹ bis Rorty²) ohne Zögern eingestanden und beklagt worden war, sondern einem spätestens seit Heideggers provokativer Aussage, daß ›die Sprache spricht‹, geradezu entgegenspringt, gelang es mir zunächst nicht, einen Standpunkt auszumachen, von dem aus sich bestimmen ließe, woher diese Hypostasierung ihren Ausgang nimmt. Je mehr ich versuchte, die innere Kohärenz der Heideggerschen Position nachzuvollziehen, und je mehr mir dies zu meiner eigenen Überraschung zu gelingen schien, desto weniger Klarheit gewann ich über die zentrale, philosophisch relevanteste Frage, worin genau diese Hypostasierung besteht.

1 Vgl. *Nachmetaphysisches Denken*, Ffm 1988, S. 47-56.

2 Vgl. »Wittgenstein, Heidegger und die Hypostasierung der Sprache«, in: »Der Löwe spricht ... und wir verstehen ihn nicht«, Ffm 1991, S. 69-93.

Aus der Suche nach einer Antwort auf diese Frage ist dann schließlich eine Interpretation der Arbeiten Heideggers hervorgegangen, die sich nicht auf seine expliziten Überlegungen zu sprachphilosophischen Fragen beschränken konnte. Denn nur anhand der Betrachtung von Heideggers Programm einer hermeneutischen Transformation der Phänomenologie als Ganzem treten diejenigen Grundprämissen in den Blick, die wohl für seine spätere explizite Hypostasierung der Sprache verantwortlich zu machen sind. Im Verlaufe der Entwicklung dieser Deutung stellte es sich für mich mehr und mehr als fruchtbar heraus, mich auf diejenigen Positionen zu beziehen, die innerhalb der anderen großen sprachphilosophischen Tradition, nämlich der angelsächsischen, in Reaktion auf genau solche Probleme bereits entstanden sind. Die dort bereits vollzogenen Korrekturen an jeglichen sprachhypostasierenden Tendenzen haben mich am Ende weitgehend vom Gegenteil meiner Ausgangshypothese überzeugt. Es scheint mir nun, daß die mit der ›linguistischen Wende‹ einhergehenden Gefahren in Richtung eines ›Idealismus der Sprachlichkeit‹ keineswegs eine Konsequenz aus diesem Paradigmenwechsel als solchem darstellen, sondern nur aus der Verabsolutierung der Welterschließungsfunktion und der damit einhergehenden Ausblendung der Bezeichnungsfunktion der Sprache resultieren. Zum Abschluß dieses Vorworts möchte ich unterstreichen, daß der ganze hier kurz skizzierte Fortgang meiner Arbeit sich nicht zuletzt dem fruchtbaren Boden der produktiven Diskussionen verdankt, die ich in Frankfurt mitverfolgen und führen konnte. An erster Stelle hierbei stehen selbstverständlich die im einzelnen nicht aufzuführenden und kaum überzubewertenden Anregungen und Gespräche mit meinem Doktorvater Prof. Dr. Jürgen Habermas, dessen eingehender sukzessiver Lektüre und vertrauensvoller Kritik sich vieles in der jetzt vorliegenden Gestalt der Arbeit verdankt. Kaum weniger wichtig waren die ungezählten Diskussionen mit den Mitgliedern des Montagabendkolloquiums bei Prof. Habermas. Zu denen, die in diesem Sinne Einfluß auf die Arbeit genommen haben, zählt zweifellos auch Prof. Dr. Karl-Otto Apel, dessen Heideggerinterpretation meiner Arbeit wichtige Impulse gegeben hat und von dessen Veranstaltungen ich ungemein profitieren konnte. Zusammenfassend und um nieman-

den auszulassen müßte ich eigentlich sagen, daß alle Menschen in meiner näheren und weiteren Umgebung eine – wenn nicht die entscheidende – Bedingung dafür waren, unter der diese Arbeit möglich wurde. Hierbei möchte ich die Namen von drei Personen nicht unerwähnt lassen: Axel Mueller war der hartnäckigste und (nicht allein aus sachlichen Gründen) unentbehrlichste Begleiter meiner Arbeit mit unaufhörlichen Formulierungsvorschlägen, Kritiken und nicht zuletzt auch linguistischen Verständnisfragen und besorgte die typographische Niederschrift des Manuskripts. Weiterhin danke ich Michael Adrian und Ennio Schubert, die die keineswegs wenigen noch offengebliebenen grammatischen und sprachlichen Fragen den Lösungen zuzuführen halfen, die jetzt in dieser Arbeit zu sehen sind.

Nicht vergessen möchte ich auch die Förderung, die mir der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) mit der Gewährung eines zweijährigen Stipendiums zukommen ließ, ohne das ich diese Arbeit nicht hätte abschließen können.

Frankfurt, April 1992

Einleitung: Die ›linguistische Wende‹ in der deutschen sprachphilosophischen Tradition

Um die ›linguistische Wende‹ in Heideggers Werk zu behandeln, scheint es das Nächstliegende zu sein, sich schwerpunktmäßig auf die von ihm nach der ›Kehre‹ verfaßten Schriften über die Sprache zu beziehen. Dieser Arbeit liegt demgegenüber die Überzeugung zugrunde, daß die Grundprämissen, die die Spezifität von Heideggers Sprachauffassung ausmachen, nicht erst nach der ›Kehre‹ gleichsam plötzlich Eingang in seine Arbeiten finden, sondern im Gegenteil bereits in der von Heidegger in SuZ durchgeführten hermeneutischen Transformation der Phänomenologie verankert sind, wenn auch die explizite bzw. reflektierte Ausarbeitung und Vollendung dieser ›linguistischen Wende‹ tatsächlich erst nach der ›Kehre‹ stattgefunden haben mag.

Um genauer zu sehen, inwieweit sich diese zentrale These unserer Arbeit stützen läßt, empfiehlt es sich, zunächst einmal kurz auf die Tradition einzugehen, in der mit der Bearbeitung der Welter-schließungsfunktion der Sprache die wichtigsten Züge dieser spezifischen, von Heidegger weiterentwickelten Sprachauffassung bereits herausgearbeitet worden sind. Diese Tradition ließe sich nach ihren Hauptvertretern in Anlehnung an Ch. Taylor als ›Hamann-Herder-Humboldt-Tradition‹ bezeichnen¹.

Der in dieser Einleitung anvisierte kurze Überblick über deren für unsere Arbeit relevante Grundzüge wird uns einen Leitfaden an die Hand geben, anhand dessen wir zunächst einmal die Schritte ausmachen können, die zu der für diese Tradition charakteristischen ›linguistischen Wende‹ führen. Diese Charakterisierung wird uns dann im weiteren Verlauf der Arbeit dienlich sein, um sowohl SuZ als auch die Schriften Heideggers nach der

1 Vgl. Ch. Taylor: »Theories of Meaning«, in: *Philosophical Papers I*, Cambridge, MA 1985, S. 248-93.

›Kehre‹ hinsichtlich der ›linguistischen Wende‹ zu untersuchen. Weiterhin wird eine solche Betrachtung besagter Tradition auch einen ersten Einblick in die Gründe gewähren, aus der die Hypostasierung der Sprache folgt, die sich dann ausdrücklich in Heideggers Sprachauffassung nach der ›Kehre‹ wiederfindet.

Der gemeinsame Nenner dieser Tradition ist sicherlich in der von allen in ihr stehenden Arbeiten vorgebrachten Kritik an der bewußtseinsphilosophischen Auffassung der Sprache als ›Instrument‹ der Bezeichnung sprachunabhängiger Entitäten bzw. der Mitteilung von ohne Zuhilfenahme der Sprache gefaßten Gedanken zu sehen. Erst nach der Überwindung dieses Verständnisses der Sprache, d. h. erst nach der Einsicht, daß der Sprache auch eine ›konstitutive‹ Rolle für unsere Beziehung zur Welt zukommt, kann im strengen Sinne von einem Paradigmenwechsel von der Bewußtseins- zur Sprachphilosophie die Rede sein.

Aus dieser Perspektive läßt sich Hamanns Kantkritik retrospektiv als Nukleus eines solchen Paradigmenwechsels betrachten. Hamann hatte nämlich die von Kant gesuchte gemeinsame Wurzel von Verstand und Sinnlichkeit in der Sprache lokalisiert und diese damit als zugleich empirische und transzendente GröÙe ausgemacht. Es ist präzise dieser Schritt, der aus der Sprache eine Instanz macht, die insofern mit dem transzendentalen Ich (bzw. dem ›Bewußtsein überhaupt‹) in Konkurrenz tritt, als nun die erfahrungs- bzw. weltkonstitutiven Leistungen desselben für jene reklamiert werden müssen.

Geht man von dieser Grundlage aus, dann lassen sich die philosophisch relevanten Grundzüge dieser ›linguistischen Wende‹ darin sehen, daß *einerseits* die Sprache infolge der Überwindung der bewußtseinsphilosophischen Auffassung derselben als ›Instrument‹ nunmehr durch ihre Betrachtung als für das Denken und Erkennen ›konstitutive‹ GröÙe (in ihrem jetzt ja quasitranszendentalen Rang) als Bedingung der Möglichkeit sowohl der Objektivität der Erfahrung als auch der Intersubjektivität der Kommunikation angesehen wird, jedoch *andererseits* gerade diese Überwindung zentraler transzendentalphilosophischer Prämissen mit einer *Detranszendentalisierung* erkaufte wird, da eben die jeweiligen geschichtlichen Sprachen, die nun als Konstitutiva betrachtet werden müssen, kein Äquivalent für das ›Bewußtsein

überhaupt darstellen können²: erstens treten sie nur im Plural auf, und zweitens erlauben sie keine scharfe Trennung zwischen dem Empirischen und dem Transzendentalen (bzw. zwischen dem, was innerhalb ihrer als *a priori*, und dem, was als *a posteriori* gelten soll), was beides den Voraussetzungen der Transzendentalphilosophie zuwiderläuft.

Trifft diese Beschreibung zu, so scheint die zentrale Veränderung, die dieser Paradigmenwechsel gegenüber der Transzendentalphilosophie erbracht hat, darin zu liegen, daß die in den verschiedenen natürlichen Sprachen liegenden ›Weltkonstitutionen‹, in der Formel Hamanns ausgedrückt, als ›*a priori* willkürlich und gleichgiltig, *a posteriori* aber nothwendig und unentbehrlich‹ (vgl. »Metakritik über den Purismus der Vernunft«, in: Hamann, J. G.: *Vom Magus im Norden*, München 1988, S. 205), bzw. in heute geläufiger Weise gesagt: als ›unhintergebar‹ betrachtet werden müssen.

Die mit dieser in der deutschen sprachphilosophischen Tradition vollzogenen ›linguistischen Wende‹ einhergehenden grundsätzlichen Veränderungen haben nun aber auch weitreichende Folgen gezeitigt, wie sich besonders deutlich an der Entstehung von Problemen sehen läßt, die als solche der Transzendentalphilosophie vollkommen fremd sind:

Erstens hat dieser Paradigmenwechsel bezüglich der *Objektivität der Erfahrung* (auf der Achse Sprache – Welt also) die Aufspaltung der transzendentalen Einheit der Apperzeption in die partikularen Welterschließungen (oder ›Weltansichten‹) der jeweiligen geschichtlichen Sprachen zur Folge. Mit dieser Aufspaltung jedoch entlarvt sich aufgrund der Inkommensurabilität der in den einzelnen Sprachen hervorgebrachten Welterschließungen auch die Unterstellung einer einheitlichen objektiven Welt von sprachunabhängigen Entitäten als sinnlos: Referenz und Wahrheit werden zu sprachimmanenten Größen, und damit in ihrer Geltung und Reichweite auf die verschiedenen sprachlichen Welterschließungen relativiert.

Zweitens folgen aus dieser Art der ›linguistischen Wende‹ bezüglich der *Intersubjektivität der Kommunikation* (auf der Achse

2 S. dazu im folgenden Fußnote 43.

Sprache – Sprache also) aufgrund der Inkommensurabilität der in absolut verschiedenen Sprachen tradierten Welterschließungen die bekannten relativistischen Einschränkungen der Möglichkeit von Verständigung über dasselbe bzw. der Übersetzbarkeit von Sprachen untereinander.

Es sind diese beiden relativistischen Folgerungen aus der in dieser Tradition zugrundegelegten und vollzogenen ›linguistischen Wende‹, die auch Humboldt zu seiner bekannten These führen, daß »in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht [liegt]« (S. 224, VI 180)³.

Humboldt selbst hat nach einem Ausweg aus den relativistischen Konsequenzen seiner eigenen Überlegungen zur Rolle der Sprache gesucht, der sich zur Garantie der Objektivität der Erfahrung nicht mehr auf die nach seiner ›linguistischen Wende‹ unplausibel gewordene Unterstellung einer einheitlichen ›Welt an sich‹ sprachunabhängiger Entitäten beruft und sich dazu statt dessen den formalen Bedingungen der Intersubjektivität der Kommunikation zuwendet, um aus ihnen die verlorengegangene Universalität zu extrahieren. Dieser formalistische Rückzug auf die kommunikative Dimension der Rede jedoch wird letzten Endes auch von den Konsequenzen seiner Sprachauffassung eingeholt und konterkariert, die aus der These von den jeder Sprache innewohnenden ›Weltansichten‹ folgen. An diesem Punkt wird dann auch Heideggers Humboldtkritik nach der ›Kehre‹ ansetzen (s. Kap. II.).

Die zwingende Konsequenz, mit der diese These aus Humboldts Sprachauffassung in ihrer Gesamtheit folgt, wird bei einem Blick auf deren Kern ersichtlich, der in der Kritik an der Konzeption der Sprache als reines ›Instrument‹ zur Bezeichnung von absolut sprachunabhängigen Entitäten zu sehen ist.

3 Die Werke Humboldts zitieren wir soweit möglich aus dem dritten Band (*Schriften zur Sprachphilosophie*) der von A. Flitner und K. Giel besorgten Ausgabe der *Werke in fünf Bänden* (Darmstadt 1963), dessen Paginierung wir bei der Seitenangabe zugrundelegen. Darüberhinaus geben wir jedoch auch noch Band und Seite der Ausgabe *Gesammelte Schriften in 17 Bänden* der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften (Berlin 1903-36) an. Ausschließlich in dieser Ausgabe enthaltene Stellen sind nur in der Paginierung der Akademieausgabe angegeben.

Infolge dieser Sprachauffassung war es ja zu einer Reduktion der Leistungen der Sprache auf ihre Bezeichnungsfunktion gekommen, die P.T. Geach in *Reference and Generality*⁴ treffend als *Vermengung* zweier eigentlich nicht aufeinander reduzierbarer Relationen markiert, nämlich der Relationen »being a name of« und »being a predicable of« (S. 35). Auf diese Weise entsteht jedoch fast unmittelbar das Problem, zu bestimmen, was denn die Prädikate eigentlich »bezeichnen«; auf dieses war man bereits im Mittelalter gestoßen, und von seiner Tiefe legt der darauffolgende Universalienstreit deutlich Zeugnis ab. Diese äußerst problematische Sprachauffassung, die man mit Geach als »two-name-theory« bezeichnen könnte, kann man nichtsdestotrotz zweifellos als die von Aristoteles bis Kant vorherrschende betrachten.

Humboldt nun versucht entschieden, mit genau dieser Reduktion der Leistungen der Sprache auf ihre Bezeichnungsfunktion zu brechen, indem er eine vielschichtigere Analyse der Sprache einlegt, die – in heutiger Terminologie gesprochen – über die eine Unterscheidung Name-Gegenstand hinaus zusätzlich die Unterscheidung zwischen »Begriff« (bzw. »Klasse«) und »Gegenstand« vornehmen sowie bezüglich der Interpretation von Zeichen zwischen deren »Bedeutung« und deren »Referenz« differenzieren muß. Als Ausgangspunkt für die Einführung dieser Unterscheidungen dient Humboldt die Schwachstelle der »klassischen« Sprachauffassung, d. h. die Prädikate: denn gerade wenn man die Frage nach den Bezugsgegenständen der Prädikate in aller Schärfe stellt, kommt die spezifische Differenz zwischen der Sprache und den anderen Zeichensystemen (wie z. B. Signalsystemen) ans Licht. Humboldt weist in diesem Sinne darauf hin, daß

»das Wort als *Bezeichnung des Begriffs*, mit dem Zeichen und dem Symbol [verwandt ist]. Es ist aber hier der Ort, diese drei Begriffe genau festzustellen, und zu zeigen, dass das Wort zwar mit den beiden andren Eigenschaften theilt, aber, seiner innersten Natur nach, von beiden verschieden ist. Insofern es den Begriff durch seinen Laut hervorruft, erfüllt es allerdings den Zweck eines Zeichens, aber es geht dadurch gänzlich aus der Classe der Zeichen heraus, dass das Bezeichnete ein von seinem Zeichen unabhängiges Daseyn hat, der Begriff aber erst selbst seine Vollendung durch das Wort erhält, und beide nicht von einander getrennt

4 P.T. Geach: *Reference and Generality*, N. Y. 1962.

werden können. Dies zu verkennen, und die Wörter als blosse Zeichen anzusehen, ist der Grundirrtum, der alle Sprachwissenschaft und alle richtige Würdigung der Sprache zerstört. « (V 428, Herv. von mir)

Wichtiger noch als die hier sich deutlich machende Abgrenzung von der Auffassung der Sprache als Vermittlungsinstrument zwischen sprachunabhängigen Gedanken bzw. Begriffen und ebenso sprachunabhängigen äußeren Gegenständen ist für Humboldt zweifellos der endgültige Bruch mit der Instrumentauffassung durch die Einführung der Unterscheidung zwischen Bedeutung und Referenz. Dies legt er folgendermaßen dar:

»Das Wort macht, dass sich die Seele den in demselben gegebenen Gegenstand vorstellt. Diese Vorstellung muß von dem Gegenstande unterschieden werden; (...) sie hat neben dem objectiven Theil, der sich *auf den Gegenstand bezieht*, einen subjectiven, *in der Art der Auffassung liegenden* (...). Wiederum aber bedarf es kaum der Bemerkung, dass diese Trennung nur auf der Abstraction beruht, dass das Wort keine Stätte ausser dem Denken haben kann, und ebensowenig der Gegenstand desselben, wenn dieser ein unkörperlicher ist (...). Auch bei sinnlichen Gegenständen bleibt dies der Fall, *da niemals sie geradezu, sondern immer nur diejenige Vorstellung von ihnen in der Seele gegenwärtig werden, welche das Wort von ihnen giebt*. « (V 418, Herv. von mir)

Es ist wichtig zu bemerken, daß Humboldt im Zuge der Einführung dieser zweifellos notwendigen Unterscheidung zwischen den Referenten des Wortes und der Bedeutung bzw. der ›Art der Auffassung‹, in der sich die verschiedenen Worte auf ihre Referenten beziehen, zugleich auch *jegliche* Möglichkeit einer Relation der reinen Bezeichnung zwischen einem Namen und seinem Gegenstand ausschließt, die ja das Paradigma für die traditionelle Explikation des Funktionierens der Sprache gewesen war. Humboldt erweitert dementsprechend diese Unterscheidung auch auf den Fall der Namen und sogar der Eigennamen. So fährt er im weiteren fort:

»Das Wort fasst *jeden Begriff, als einen allgemeinen* auf, bezeichnet, streng genommen, immer Classen der Wirklichkeit, *selbst wenn es ein Eigenname ist*, da es alsdann alle, der Zeit und dem Raume nach, verschiedenen Zustände des Bezeichneten (...) zusammenfasst. « (V 419, Herv. von mir)

Diese implizite Assimilation der Namen an Prädikate bzw. der Bezeichnungsrelation zwischen Namen und Bezugsgegenstand an die Zuschreibungsrelation zwischen Attributen und Satzgegenstand ist nun die entscheidende systematische Stelle, aus der die (für Humboldt durchaus unwillkommenen) Probleme der Inkommensurabilität entspringen. Der Zusammenhang fällt zwar vielleicht nicht unmittelbar ins Auge, geht jedoch aus einer relativ einfachen Überlegung schnell hervor: wenn man nämlich annimmt, daß sogar Namen ›eigentlich‹ allgemeine Begriffe sind (weil auch sie sich ja, streng analog den Prädikaten, statt einen Gegenstand zu bezeichnen, nur mittelbar auf den Referenten als einen unter einen Begriff fallenden Gegenstand beziehen können) bzw. , wie man diese Feststellung referenztheoretisch verstehen muß, sich nur ›indirekt‹, nämlich mittels der ›Bedeutungen‹ bzw. ›Begriffe‹ auf etwas beziehen können, dann ist die idealistische Schlußfolgerung mehr als konsequent, die auch Humboldt aus dieser Annahme zieht, nämlich daß »der Mensch mit den Gegenständen (...) *ausschließlich* so [lebt], wie die Sprache sie ihm zuführt« (VII 60, Herv. von mir). Aus dieser Konsequenz der Annahme einer grundsätzlich ›indirekten‹ Referenz folgt jedoch – wie Humboldt vorführt – unmittelbar weiter: »Dadurch entstehen in den gleichbedeutenden Wörtern mehrerer Sprachen verschiedene Vorstellungen desselben Gegenstandes, und diese Beschaffenheit des Worts trägt hauptsächlich dazu bei, dass *jede Sprache eine eigene Weltansicht gewährt*. « (V 420, Herv. von mir)

Wie ersichtlich bringt also diese Theorie der Sprache (in Weiterführung der Idee von Geach könnte man sie als ›no-name-theory‹ bezeichnen) durch die in ihr zuungunsten der Bezeichnungsfunktion vollzogene *umgekehrte Reduktion der Funktionsweise der Sprache insgesamt auf ihre Welterschließungsfunktion* eine Hypostasierung der Sprache mit sich, infolge deren die verschiedenen Sprachen durch die mit ihnen zugleich gegebenen Begriffssysteme bzw. eben ›Weltansichten‹ unsere Erfahrung so präjudizieren, daß auch die unserer Intuition der Wahrheit zugrundeliegende Unterstellung einer relativ sprachunabhängigen objektiven Welt (auf die wir mit dem entsprechenden Gebrauch unserer Worte Bezug nehmen) in keinem verständlichen Sinne mehr aufrechterhalten wer-